

Cora Siegel

Das Glas an der Wand

ROMAN



»Der erotische Roman«
Band 97

© 2006

AMM

Amanda Media & Marketing AG, Zug/Schweiz

Vertrieb:

Edition Combes

im Verlag Frank de la Porte

Frankenstraße 17

D-96328 Küps

Tel. 092 64-9766

Fax 092 64-9776

www.edition-combes.de

ISBN 3-937914-32-3

Alle Rechte vorbehalten. Es ist verboten, dieses Werk im Ganzen oder auszugsweise nachzudrucken oder durch Bild, Funk, Fernsehen, Internet, Tonträger und EDV-Systeme zu verbreiten.

Zu widerhandlungen werden strafrechtlich verfolgt.

Prolog

Jeder Mensch hat eine Geschichte zu erzählen. Daran glaube ich fest. Nicht nur, weil es als Memoirenschreiberin meine Berufung ist, genau diese Geschichten niederzuschreiben.

Dabei spielt es für mich keine Rolle, wo ein Mensch lebt, wie er aufgewachsen und was er von Beruf ist. Es spielt für mich auch keine Rolle, ob er jemals im Rampenlicht stand oder sein Leben lang zwischen Arbeit und Familie pendelte, einmal im Jahr in Urlaub fuhr und eben jenes bodenständige Leben lebte, das ihm zu eigen war. Es liegt mir nichts an den Abenteuern und Aufregungen irgendwelcher Stars aus Film, Sport und Politik. Sie leben ein Leben fernab der Realität. Es sind nicht die Erzählungen solcher Personen, die mich reizen. Einzelbeispiele für eine geglückte Karriere sind das. Kaum einer kann sich mit ihnen identifizieren.

Und es sind auch nicht all diese Prominenten, die unser Land ausmachen, unsere Städte und unser Leben. Es sind vielmehr all jene, die sich auf herkömmliche Art ihren Weg durch das Leben gesucht haben. Denn in jedem dieser Menschen, in jedem von uns steckt etwas Besonderes. Ein Erlebnis vielleicht oder eine Periode seines Lebens, in der die Tage angefüllt waren mit Angst und Freude, mit Spannungen und Momenten voller Glück.

Nicht selten sind es jene Augenblicke tiefster Liebe oder Zuneigung. Manchmal geht es auch um den reinen Sex, den wohl jeder in der einen oder anderen Form erleben und genießen durfte. Der erste Kuß, der erste Liebesakt, die Hochzeit und vielleicht auch der erste Seitensprung. Dinge, die einen Menschen prägen und durchaus dazu geschaffen sind, dem Leben eine neue Wendung zu geben.

Es sind diese Splitter, die mich reizen. Jene Funken, in denen das Sein neue Wege sucht und sich in andere Bahnen begibt. Nicht selten kommt es vor, daß sich die Betroffenen in dieser Zeit am Abgrund bewegen. Manche stürzen hinab, andere können den Fall abwenden, und wieder andere sind derart gut im Balancieren, daß ihnen der Drahtseilakt Freude bereitet.

Meine Klienten, es sind meist Männer, wissen um meine besonderen Interessen. Sie kommen zu mir, um mir genau diese Teile ihres Lebens zu erzählen. Jene, die sie bewegten, die ihr Blut in Wallung brachten und sie nachts nicht mehr schlafen ließen. Oftmals sind meine Kunden erleichtert, sich all diese Dinge von der Seele reden zu können, und mitunter sind es Begebenheiten, die sie nicht einmal ihren Ehepartnern erzählen können. Manche liegen so weit in der Vergangenheit, daß sie den Betroffenen fast wie aus einem anderen Leben erscheinen.

Was am Ende bleibt, ist keine vollständige Biographie. Es sind lediglich Auszüge oder eine Momentaufnahme, die exakt jene Spanne umfaßt, die mir mein Klient erzählen möchte. Sie dauerte mal Wochen, mal Monate. Manchmal aber auch nur einen einzigen Tag.

Wenn die Wirklichkeit auf den Kopf gestellt scheint, kann ein Tag ein ganzes Leben sein – oder ein Leben ein einziger Tag.

Im Falle von Anton Schwertmann waren es Wochen, wenn nicht gar Monate. Sie veränderten sein Leben in einer Art, wie er es niemals für möglich gehalten hätte. Zumal all die Erinnerungen, Gefühle und Gedanken von einst erneut auf ihn einstürzten, als er die Wohnung seiner verstorbenen Mutter auflöste. Jenes Zuhause, in der er einst aufgewachsen war.

Anton Schwertmann ist ein angesehener Pianist. Er spielte schon in den großen Häusern rund um den Erdball, sein Repertoire umfaßt nahezu alle Meister der Klassik und auch einige moderne Komponisten. Seine Engagements brachten ihn sogar an den Broadway in New York. Dennoch kennt kaum einer seinen Namen. Zumindest nicht außerhalb der Musikszene.

Mit seiner Frau und einem nahezu erwachsenen Sohn lebt er in einem kleinen, aber bezaubernden Bungalow im Norden der Republik. In seinem Keller befinden sich ein kleines Studio sowie ein Whirlpool. Schaut man aus dem Fenster, sieht man auf das offene Meer. Vor allem im Sommer ist dieser Anblick traumhaft. So zumindest versicherte er mir. Die Zimmer machten bei meinem Besuch einen gepflegten Eindruck, ohne jedoch von übertriebenem Luxus zu zeugen. Ich glaube nicht, daß mein Kunde jemals Millionengagen bekommen hat. Er hat sein Auskommen sichern können. Mehr aber nicht.

Das Leben von Anton Schwertmann verlief weitest-

gehend unspektakulär. Zumindest für seine Verhältnisse, da er an Publikum, Applaus und Plattenaufnahmen gewöhnt war. Was anderen als außergewöhnlich erscheint, ist für ihn tägliche Arbeit. Eine Arbeit, die nicht weniger anstrengend ist als jene in einem Büro. Zudem sei sie hin und wieder genauso stupide.

Als Schriftstellerin vermag ich dies nicht zu beurteilen. Was ich jedoch weiß, ist, daß mein Kunde einen ausgeglichenen Eindruck machte, als er mich in seinem Anwesen empfing. Wir waren allein dort, da seine Frau und sein Sohn an einer Kulturreise in die Schweiz teilnahmen. Herr Schwertmann wollte ungestört über das sprechen können, was vor vielen Jahren als Einschnitt in sein Leben begann und nun einen Abschluß gefunden hatte. Wenn auch anders, als er es sich je hätte vorstellen können.

Ein Wochenende lang war ich sein Gast. Dabei konnte ich nicht nur Einblicke in sein Leben nehmen, sondern auch mit ihm gemeinsam auf eine gedankliche Reise in die Vergangenheit gehen.

Dieses Buch ist das Resultat meines Besuchs. Herr Schwertmann bat mich, es in dieser Form niederzuschreiben. Offen und unverblümt, mit teils deutlichen Worten. Obgleich er ein Mann der Kunst ist, vergaß er jedoch nie seine Herkunft. Er weiß, daß manche Geschehnisse einer gewissen Offenheit bedürfen. Und er weiß, daß sich manche Ereignisse nicht hinter der schützenden Fassade einer umschreibenden Sprache verstecken dürfen. Sie müssen ans Licht gezerrt werden. Und dies mit allen Konsequenzen, die ein solcher Bericht mit sich bringen kann.

I

Wir sitzen uns in einem hellen, gemütlichen Wohnzimmer gegenüber. Der Raum besticht durch seine nahezu weißen Möbel, die sich deutlich vom dunklen Holz der Wände abheben. Der dadurch entstehende Kontrast ist sehr ästhetisch.

An den Wänden hängen Bilder. Ich nehme nicht an, daß es sich bei ihnen um Originale handelt. Obgleich dieses Anwesen sicherlich von einem gewissen Luxus zeugt, ist mein Klient doch keiner dieser *musikalischen Superstars*. Daher wird er sich keinen van Gogh leisten können.

Auf dem Tisch stehen zwei Gläser, eine Karaffe mit Saft und Mineralwasser in Glasflaschen. Die neuen PET-Flaschen mag er nicht, wie mir Schwertmann erklärt. Das Wasser würde in ihnen oxidieren und so einen seltsamen Geschmack annehmen. In echten Glasflaschen hingegen geschähe dies nicht.

Ich bin keine Expertin für Glasflaschen, PET oder sonstige Behältnisse. Allerdings muß ich ihm zustimmen – das Wasser in Plastikfalschen schmeckt teils etwas sonderbar.

Meine Füße versinken in einem weißen Flokati. Da ich nur Sandalen trage, kitzeln die weichen Fäden meine Haut. Dennoch ist es angenehm, den Teppich zu spüren.

»Womit soll ich beginnen?« fragt der Pianist. Seine

Stimme klingt unsicher. So, als wisse er nicht, was nun zu tun sei. Aber dies ist normal. Die wenigsten Kunden wissen auf Anhieb, wie ein solches Gespräch abläuft. Es ist an mir, ihnen die Regeln zu erklären.

»Sie erzählen mir das, was Sie mir erzählen möchten. Frei von der Leber weg. Beginnen Sie, wo Sie es für richtig erachten, und enden Sie, wo Sie möchten. Sie können auch durch Ihre Erzählung springen. Ich werde es später in die entsprechende Reihenfolge bringen. Sie müssen keine Scheu haben, gewisse Worte zu verwenden. Sprechen Sie, wie es Ihnen in den Sinn kommt. Ich habe schon vieles gehört. Zudem begrüßen es die Leser, wenn sich der Erzählende nicht hinter einer seichten Umschreibung versteckt.«

Anton Schwertmann nickt. Ein freundliches Lächeln huscht dabei über sein Gesicht, während er sich gleichzeitig etwas entspannt. Sein Blick fällt auf das kleine Gerät, das zwischen den Gläsern und Getränken auf dem Tisch liegt. Es ist ein digitaler Kassettenrecorder, der unser gesamtes Gespräch aufzeichnen wird. Zudem liegt ein Block auf meinem Schoß, in der Hand halte ich einen Stift. Weder die Mimik noch die Gesten werden von dem Aufzeichnungsgerät festgehalten. Es sind die subtilen Regungen des Erzählenden, die mir weitere Aufschlüsse über die Geschichte und über den Mensch dahinter geben. Passen seine Gefühle zu dem, was er mir sagt? Muß ich an manchen Stellen nachhaken, oder kann die Erzählung fließen?

»Ich kann also beginnen? Einfach so?«

Aufmunternd nicke ich ihm zu. Der Recorder

zeichnet bereits seit Minuten auf, was gesprochen wird. Die Kapazität reicht für viele Stunden.

»Schön, dann ...« Er ist unsicher, aber auch das ist normal. Sein Blick schweift ein wenig umher. Obwohl die meisten Menschen sehr genau wissen, was sie mir erzählen wollen, ist der Eintritt in den eigentlichen Bericht ein oftmals schwieriges Unterfangen. In dieser Phase muß ich Geduld zeigen – sonst nichts. Weder helfen beruhigende Worte, noch Aufmunterung. Der Klient sucht nach den passenden Worten. Manchmal ringt er regelrecht nach ihnen. Sobald die ersten Sätze über seine Lippen kommen, wird es leichter. Nach spätestens zehn Minuten ist der Kunde so im Redefluß vertieft, daß er sich kaum noch stoppen läßt. Hier wird es nicht anders sein.

Anton Schwertmann beginnt zu erzählen:

»Vielleicht sollte ich bei meiner Kindheit anfangen. Mit meiner Kindheit in Hamburg. Ich wurde nach dem Krieg geboren. Die Schrecken des Bombardements gingen an mir vorüber, und auch die ersten Entbehrungen nach dem Ende des Krieges. Allerdings gehörte meine Mutter zu den Trümmerfrauen. 1987 wurde sie dafür geehrt.« Er legt eine kurze Pause ein. »Meine Mutter war eine warmherzige Frau voller Liebe für mich. Sie stand mir besonders nahe. Anders als mein Vater, der Herr Papa. Obgleich ich sicher bin, daß auch er mich liebte, bewahrte er zeitlebens eine gewisse Distanz zu mir. Vielleicht wäre ihm eine Tochter lieber gewesen. Oder ich geriet nicht so, wie er es sich gewünscht hatte.

So entwickelte ich zum Beispiel früh ein Interesse an den schönen Künsten. Musik war mir lieber, als mit meinen Klassenkameraden an der frischen Luft zu spielen. Und die Bände von Karl May verschlang ich ebenso wie die Bücher von Jules Verne oder der englischen Autorin Enid Blyton. An meiner Vorliebe für solche Werke konnte auch die Dampfmaschine, die mir mein Vater schenkte, nicht rütteln.

Ebenso muß ich zugeben, daß mich Sport nicht sonderlich reizte. Obgleich ich in der Schule an der Leibeserziehung teilnahm und auch einen ganz passablen Fußballspieler abgab, konnte mich dies alles nicht motivieren. Lediglich 1954 wurde mein Interesse am Fußball kurzfristig geweckt, als Deutschland Weltmeister wurde. Ich glaubte, mindestens so gut spielen zu können wie all die Helden dort. Ein Trugschluß, wie man mir rasch sagte. Darum schief meine Begeisterung wieder ein. Als die Nationalmannschaft 1974 und 1990 erneut Weltmeister wurde, war es ohnehin zu spät. Immerhin lagen zwischen den ersten beiden Titeln zwanzig Jahre, und aus mir war ein junger Mann geworden.

Mein Vater hatte sich vermutlich einen typischen Jungen dieser Zeit gewünscht. Rauflustig, im Sommer wie im Winter ständig draußen. Einen Lauser halt, der ihm einerseits Kummer bescherte, andererseits aber auch seinen Weg als gestandener Mann ging.

Vater selbst verdiente sein Geld als Bauarbeiter. Nach dem Krieg und im beginnenden Wirtschaftswunder war dies eine krisenfeste Beschäftigung. Als Vorarbeiter genoß er zudem etwas Ansehen. Dies war

schon während des Krieges so, denn er hatte sich zum Feldwebel emporgedient. Leider gelang es ihm nie, sich privat von den beruflichen und militärischen Gepflogenheiten zu lösen. Er erwartete, daß das Essen zu einer gewissen Zeit auf dem Tisch stand und alles seinen festen Ablauf hatte. Das Leben mußte in streng geordneten Bahnen und Hierarchien und mit ihm an der Spitze verlaufen.

Zu meinem zehnten Geburtstag wünschte ich mir eine Geige und bekam einen ledernen Fußball. Zu meinem elften Geburtstag wünschte ich mir eine Geige und bekam eine Dampfmaschine samt Carbid. Später waren es Boxhandschuhe, ein Spielzeuggewehr und andere Dinge, die sich jeder Junge wünscht.

Es sei denn, er wollte Musiker werden.

In der Schule war ich höchstens besseres Mittelmaß. Meine Zensuren in Deutsch und Mathematik schwankten, in Sport galt ich als hoffnungsloser Fall, und was Erdkunde betraf, war mir nicht einmal Hamburg wirklich vertraut. Die einzigen Fächer, in denen ich wirklich glänzen konnte, waren Musik und Kunst. Hier übertraf ich mich Schuljahr für Schuljahr selbst in meinen Noten. Das ging so lange, bis mir die Lehrer nur noch Einsen gaben – ab dann ging es nicht mehr besser.

Meine Mutter herzte mich dafür. Ich glaube, sie verstand mich auch in dieser Beziehung. Sie wußte, daß ich meine musische Veranlagung von ihr hatte. Mein Vater sah in all diesen Künsten eine brotlose Beschäftigung. Um auf einer Baustelle Erfolg zu haben, mußte man eben rechnen können. In seinen Augen

war der Bau ohnehin der einzig sinnvolle Weg, den ein junger Mann einschlagen konnte. Den – oder jener des Hafenarbeiters. Auf mehr machten sich meine Eltern keine Hoffnungen. Es sah nicht nach Abitur aus, geschweige denn nach Studium.

Mit vierzehn bekam ich endlich meine Geige. Sie war ein Geschenk meiner Tante mütterlicherseits.

Viele Stunden verbrachte ich damit, dem Instrument harmonische Töne zu entlocken. Mein Ehrgeiz wurde auch durch ein Buch geweckt, das mir meine Tante zusätzlich zur Geige schenkte: *Das Leben von Niccolò Paganini*.

Aber erst, als ich zum ersten Mal in meinem Leben an einem Klavier saß, bemerkte ich meine Begabung. Anders als die Geige, die ich zwar sehr liebte – gleichzeitig aber niemals beherrschte, gelang mir das Spiel auf der Klaviatur nahezu mühelos. Meine Finger huschten über die einzelnen Tasten, als hätten sie nie etwas anderes getan. Selbst die Pedale, die bekanntlich die Anschlagsart verändern, waren mir nach wenigen Versuchen vertraut. Manch einer wollte in mir gar einen Wunderknaben sehen.

Aber dies war ich freilich nicht. Zwar gelang es mir, die Partituren großer Meister nachzuspielen. Selbst komponieren aber lag mir nicht. Dennoch wünschte ich mir ein Klavier. Meine Geige hätte Mutter verkaufen können im Austausch gegen ein Klavier. Aber daran war nicht zu denken, obgleich mein Vater gutes Geld nach Hause brachte, wir sogar einen VW-Käfer besaßen und auch sonst am Wirtschaftswunder partizipierten. Doch mein Herr Papa legte sein Geld lieber